

pflanzen und wacherhalten will und von Amts wegen auch soll, zunächst selbst davon innerlich und aufrichtig erfaßt und durchdrungen sein muß. Und zwar soll er die Mission, diese lehre „Großmacht in Knechtsgestalt“, wie ein protestantischer Schriftsteller sie genannt hat, mit dem Verstand wie mit dem Herzen ergreifen, indem er einerseits sie möglichst genau, auch von der wissenschaftlichen und theologischen Seite her, kennen zu lernen sucht, mit dieser Kenntnis aber auch andererseits eine wahre, glühende, brennende, opferfreudige Liebe verbindet, der die Mission wirkliche Herzenssache ist. Dann wird der Seelsorger von selbst sich gedrängt fühlen, das Missionswerk persönlich zu unterstützen, sowohl durch sein priesterliches Gebet, ähnlich dem Moses, der seine Hände flehend zum Himmel hob, während seine Mitbrüder mit dem Schwerte gegen die Feinde auszogen, als auch durch sein Almosen, soweit es ihm Kräfte und Umstände erlauben. Schon dieses Beispiel wird beredter als alles andere die Gläubigen zur gleichen Hingabe fortreißen; und noch wirksamer wird es sein, wenn sich damit das seelsorgerliche Mahnwort und die übrigen Mittel verbinden, welche der pastorale Beruf zur Hebung des heimatischen Missionslebens an die Hand gibt. Über das Maß und die Art, wie wir das tun, vergessen wir es nie, werden wir uns vor unserm eigenen Gewissen wie dereinst vor dem ewigen Richterstuhle zu verantworten haben!

Schwierigkeiten der Indianermissionen in Südamerika¹.

Von P. Fr. Vogt S. V. D. in Posadas (Argent.).

Obschon der südamerikanische Kontinent kein eigentliches Missionsland ist und bereits seit langem eine abgeschlossene kirchliche Hierarchie besitzt, so gibt es in diesen weiten Gebieten doch noch bedeutende Indianerländer, deren Missionierung teils in Angriff genommen ist, teils noch gänzlich auf sich warten läßt. Wohl dringt die Kultur von den Küsten ausgehend immer tiefer in die südamerikanischen Republiken ein, aber im Herzen des Kontinentes, namentlich im Nordwesten Brasiliens und im Paraguayschen Chaco stehen noch ausgedehnte, von wilden Indianerstämmen bewohnte Strecken der katholischen Missionstätigkeit offen. Nicht als ob die katholische Kirche seit der Entdeckung Südamerikas diese Indianer übersehen hätte, im Gegenteil: schon vor Jahrhunderten hat ihre kultivierende Tätigkeit dort eingesetzt, aber ihre Arbeiten wurden durch die Verhältnisse der Zeit, durch Mißgriffe der spani-

¹ Obschon dieser missionsmethodische Essai auf jeden wissenschaftlichen Apparat verzichtet und auch der strengen Systematik entbehrt, nehmen wir ihn doch dankbar entgegen, weil er von einem praktischen Missionar stammt und ein Missionsfeld behandelt, das in der Gegenwart nur mangelhaft bekannt und schon wegen der berühmten Jesuitenreduktionen interessant ist. [A. d. R.]

schen und portugiesischen Krone, durch die später in Südamerika folgenden Unabhängigkeitskämpfe und andere Ursachen unterbrochen.

Fast alle südamerikanischen Staaten haben zurzeit mehr oder minder zahlreiche Halbindianer oder noch vollständig wilde Indianerstämme innerhalb ihrer Grenzen. Durch die Bemühungen der Bischöfe sind diese Ureinwohner zum Teil eigens errichteten Missionsgebieten zugewiesen, in welchen sie von Missionaren zunächst sehhaft gemacht und dann nach und nach zivilisiert werden. Diese Kulturarbeit ist aber mit den mannigfachsten Schwierigkeiten verbunden, die sich gerade dort finden, wo man sie am wenigsten erwarten sollte.

Die jungen, emporstrebenden Republiken Südamerikas haben längst erkannt, daß die Dichte ihrer Bevölkerung nicht im Verhältnis steht zu den ungeheuren Länderstrichen, über die sie verfügen, und daß ihre Macht und ihr Reichthum in demselben Maße sich heben, in welchem die Bevölkerung zunimmt. Nordamerika ist mächtig geworden durch die stetig wachsende Einwanderung der Europäer. So haben sich auch viele südamerikanische Staaten um europäische Einwanderer beworben und dafür große Summen Geldes aufgewandt, ohne dabei zu bedenken, daß sie doch zunächst verpflichtet sind, sich der eigenen Bevölkerung anzunehmen, die nicht selten von größerem Werte für das staatliche Interesse ist als die europäische Einwanderung. Dies gilt namentlich von den subtropischen und tropischen Gebieten, in denen der Europäer an Brauchbarkeit vielfach hinter dem Eingeborenen zurücksteht.

Nicht nur legen die südamerikanischen Staaten im allgemeinen dem christlichen Missionswesen und der damit verbundenen Nutzbarmachung des Eingeborenen durchaus nicht die Bedeutung bei, die es verdient; sie stehen den missionarischen Bestrebungen nicht selten direkt feindlich gegenüber. Und doch haben sie in ihren Konstitutionen vielfach die katholische Religion als Staatsreligion angenommen und sich die Zivilisation der Indianer zur Pflicht gemacht. Die Grundgesetze der südamerikanischen Republiken enthalten ja gewiß noch vieles, was aus der Kolonialzeit herübergenommen wurde, aber man muß auch bedenken, daß seit der Unabhängigkeit dieser Staaten, also seit Anfang des 19. Jahrhunderts ein starker positivistischer Zug in dieselben eingedrungen ist. Und wo nicht die Exekutivgewalten den Missionen gegenüber indifferent oder feindselig sind, da gibt es in den gesetzgebenden Körperschaften, den Kongressen und unter den Wortführern in der Presse viele Elemente, die dem Missionswesen Hindernisse in den Weg legen.

Was zunächst die Unterstützung der Regierungen anbelangt, so muß die katholische Mission ja wohl bekennen, daß sie oft recht guten Willens sind, den noch wilden Eingeborenen zu helfen, und daß sie das nötige Land zu Ansiedlungen den Missionen zur Verfügung stellen. Auch Zuschüsse an Geld und Ackerbaugeräten bewilligen sie gelegentlich, namentlich wenn es sich um die Gründung einer Mission handelt. Diese Regierungen aber sind dank der republikanischen Staatsform oder infolge revolutionärer Aufstände einem fast stetigen Wechsel unterworfen und in ihren katholischen Besinnungen nicht immer konstant. Daher sind auch materielle Zuweisungen an die Missionen

nicht immer sicher, und das um so weniger, als diese Subventionen fast stets die Billigung des Kongresses benötigen. Da ist es manchmal recht lehrreich zu beobachten, wie in einer solchen gesetzgebenden Körperschaft die katholischen Indianermissionen behandelt werden.

Ein immer wiederkehrender Vorwurf ist der, daß die Missionen nichts leisten. Man muß es nun vielen südamerikanischen Volksvertretern zugute halten, daß sie gewohnt sind, Strohfeuer anzuzünden, und diese Strohfeuer vielfach mit Kultur und Fortschritt verwechseln. Sie haben wenig oder gar keine Erfahrung in Werken, die wie die Christianisierung wilder Naturvölker gründliche und gediegene Arbeit erfordern, die viel Zeit und Ausdauer verlangen, und noch geringer ist ihre Einsicht in die Bedürfnisse des Missionswerkes.

Wenn diese Herren einmal gründlich Umschau hielten in der Geschichte ihrer Länder, zur Zeit als sie noch der spanischen bzw. portugiesischen Krone unterstanden, und bedächten, wie viele Opfer an Geld und Personal die iberische Halbinsel für das Missionswerk unter den jetzt zivilisierten Eingeborenen gebracht hat, so würden sie wohl mehr Geduld und Einsehen an den Tag legen. Sie würden finden, daß die finanziellen Zuwendungen, die heute den Indianern zuteil werden, nur wie ein Tropfen sind, der auf glühendes Eisen gegossen wird, ja nicht selten wie Hohn auf ein Werk, das für jede billig denkende Regierung eine Ehrensache sein müßte, wenn sie es nicht als Pflicht ansehen will. Der Missionserfolg hängt doch auch überall nach einer Seite hin von den materiellen Mitteln ab, über welche eine Mission verfügt.

Es kommt aber in Südamerika vielfach vor, daß nicht die Regierung regiert und der Kongreß nach seiner bessern Einsicht die Gesetze gibt, sondern daß die freidenkerische Presse die Summe aller Gewalt in der Hand hat und damit einen ungeheuern Druck auf die öffentliche Meinung ausübt, unter dem auch das katholische Missionswerk zu leiden hat. Da kann man dann auch hören und lesen, daß es besser sei, den Indianern, die hungrig den Wald nach Nahrung abstreifen, den Mund mit Pulver und Blei zu füllen; und nicht nur hört und liest man dies, sondern man kann es mit eigenen Augen sehen, wie die wilden Indianerhorden durch militärische Expeditionen niedergeschossen oder aber in die Urwälder gewaltsam zurückgedrängt werden.

Was aber sollen nun die Missionare und Bischöfe unter diesen Umständen tun? Da ihre Bitten um materielle Unterstützungen von den Regierungen entweder abgeschlagen oder doch nur teilweise und sehr mangelhaft erhört werden, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich an die allgemeinen Missionskassen zu wenden. Solche Kassen existieren aber in Südamerika nicht, und so richten sich alljährlich ihre Besuche an den Verein der Glaubensverbreitung in Lyon. Dieser aber kann nicht einmal die eigentlichen Missionsländer befriedigen, die eine ungleich dichtere Bevölkerung aufweisen als Südamerika, wo doch bereits, wie schon gesagt, die kirchliche Hierarchie eingerichtet ist. So sind denn die Unterstützungen, welche die südamerikanischen Missionen von Lyon erhalten, äußerst geringfügig, obgleich die Zentralstelle

daselbst seit Jahren durch besondere Delegierte in Amerika sammeln läßt. Brasilien trug im Jahre 1909 22585,30 Fks., Chile 82019,65 Fks., Argentinien 237244,84 Fks. zum allgemeinen Missionswerke bei. Argentinien erhielt im Jahre 1910 von Lyon für die Missionen in Patagonien 5000 Fks., für die Mission der Franziskanerpatres unter den Indianern des argentinischen Chaco 1000 Fks.; Chile für die Araucanermision 5000 Fks. Mit dieser winzigen Unterstützung ist den amerikanischen Missionen nicht gedient, und es ist leicht einzusehen, daß auch in Amerika ohne materielle Hilfsmittel an eine endgültige Zivilisierung der wilden Indianerstämme nicht gedacht werden kann.

Vor allem dem Fleiße, der persönlichen Aufopferung und der Ausdauer der Missionare ist es zu danken, daß die Missionen unter den Indianern überhaupt noch bestehen. Die Liebe zu den Seelen hält die Glaubensboten aufrecht inmitten so vieler Strapazen, Entbehrungen und Anfeindungen. In Südamerika wie überall in den katholischen Missionen werden die Neophyten zur Herbeischaffung des Unterhaltes für den Kultus und den Missionar herangezogen. Ist auch nicht viel von den Eingeborenen zu hoffen, so ist das von vielen geleistete Wenige doch schon von einiger Bedeutung. In den Fällen, wo die Staatsregierungen der Mission Ländereien zur Verfügung stellen und die Missionsgesellschaften diese nicht zu kaufen brauchen, werden die überwiesenen Grundstücke zugunsten der Mission fruktifiziert. Die Missionare verwenden den Erlös aus Holz, Früchten, Vieh und anderen Erzeugnissen der Wälder und Felder für den Unterhalt der Mission. Das führt aber gewöhnlich bei unedlen Geistern zu der Annahme, es würden die Indianer von den Missionaren benachteiligt und ausgebeutet. Solche irrige Meinungen finden nicht selten auch in Regierungskreisen und in den Parlamenten Glauben, so daß die Bitten der Missionare um finanzielle Unterstützung nur zu oft taube Ohren finden. Der Kampf um das tägliche Brot, den die Glaubensboten inmitten der Wildnis führen, wird dann als Handel betrachtet. Kommt dazu noch die übliche Übertreibung, so ist die Mission wie über Nacht „reich und mächtig“ geworden, und niemandem fällt es ein, ihr beizuspringen.

Ja könnten da nicht wenigstens die zum Teil recht wohlhabenden südamerikanischen Katholiken für die ihnen zunächst liegenden Missionsbedürfnisse sorgen und aufkommen? Es ist fraglos, daß die einheimische Kirche Nordamerikas, Klerus wie Laienwelt, mehr für ihre Missionen tun sollte. Aber es fehlt allenthalben am nötigen Verständnis für das Missionswerk, und dieser Mangel an besserer Einsicht mag wohl seinen Grund in dem ebenso großen Mangel an besserer Aufklärungsarbeit haben. Die Diözesanoberhirten mit ihrem Klerus haben die Hände voll Arbeit, um in den bereits bestehenden Pfarreien das Christentum und den religiösen Geist wachzuerhalten und neu entstehende Sprengel zu organisieren. Das ist bei dem allorts herrschenden Priestermangel ein schwieriges Werk, und die Bischöfe selbst sind wahre Missionare, indem sie weite Länderstrecken bereisen

müssen, um die hl. Firmung zu spenden und Visitationen abzuhalten. Dabei werden dann auch oft Volksmissionen abgehalten. Die Priester sammeln mit Hilfe eifriger Personen die nötigen Fonds, um Kirchen, Schulen und Asyl zu bauen und zu erhalten. Auch die Regierungen tragen zum Bau von Kirchen und Asylen oft mit beträchtlichen Summen bei. So läßt es sich denken, daß die Propaganda für das fernerliegende Missionswerk in den Hintergrund gedrängt wird.

Mit der Ausendung von Delegierten durch den Lyoner Verein für Glaubensverbreitung ist für die Heidenmission freilich schon manches erreicht worden. Diese Delegierten, die religiösen Genossenschaften angehören, halten in Kirchen und Vereinslokalen Vorträge über das katholische Missionswesen der ganzen Welt und bedienen sich der Projektionsapparate, um das Wort zur selben Zeit mit dem Bilde zu begleiten und zu erklären. In den Pfarreien werden zwar eigene Zentren für das Werk der Glaubensverbreitung gebildet, aber es ist nicht schwer zu begreifen, daß der erste Eifer nur zu leicht nachläßt und diese Pfarrzentren dann wieder allzu schnell verschwinden.

Die christliche Nächstenliebe zeigt sich in den südamerikanischen Republiken in hervorragender Weise, und wenn man daran etwas ändern wollte, so müßte man vor allem dafür sorgen, daß sie konstant und geordnet sei, und daß den verlassenen Indianern wenigstens die Brosamen zugewandt würden, die vom Tische der Barmherzigkeit fallen. Die Caritas ist hier oft auch recht großzügig, aber sie hat zuweilen ihre besonderen Einfälle, ihre Sonderheiten. Würde man sich über die verschiedenen Grade der Notwendigkeiten besser unterrichten, so unterblieben manche Werke, die minder unentbehrlich sind, und andere, die schreienden Bedürfnissen abzuhelpfen hätten, würden ins Leben gerufen oder doch am Leben erhalten. Dasselbe Übel findet man ja wohl überall, aber in Ländern, wo die Bevölkerung im Verhältnis zur Ausdehnung gering ist, der Bedürfnisse aber viele und große sind, möchte man solche Übel tunlichst verringert sehen. Die Zukunft wird daran gewiß vieles bessern, allein der Gegenwart ist damit nicht gedient.

Die Missionsarbeit unter den Eingeborenen Südamerikas ist im allgemeinen schwieriger als unter den Negern in Afrika, wenigstens im Anfange. In Afrika ist die Bevölkerung zum großen Teil sesshaft, in größeren oder kleineren Ortschaften angesiedelt, sie kennt die Vorzüge des Ackerbaues und der kleinen Industrie. In Südamerika findet der Missionar diese Vorarbeit nicht. Er muß sein Zivilisationswerk damit beginnen, den Eingeborenen sesshaft zu machen. Dieser durchstreift in kleineren oder größeren Gruppen, je nach der Menge der Nahrungsmittel, den Wald oder den Kampf ab, um sein Ernährungsbedürfnis zu befriedigen. Geht die Nahrung an einem Orte zur Neige, so verlegt er seine primitive Hütte an einen andern Ort. Die Folge davon ist, daß der Missionar mit diesen Umzügen rechnen oder aber dem Sohne der Wildnis die Nahrung verabreichen muß, wenn er ihn an einen bestimmten Ort fesseln will. So fangen denn in den meisten Fällen die Missionare damit an, größere Pflanzungen anzulegen, um die nötigen Mittel

zum Unterhalt des Indianers zu gewinnen. Dann erst kann dieser herangezogen und an die Nähe des Missionars gewöhnt und unterrichtet werden.

In einem großen Teile Südamerikas, namentlich in Brasilien und Paraguay begegnet man der traurigen Tatsache, daß der wilde Indianer vor dem Missionar zurückschreckt und ihn zu meiden sucht. Es hat sich nämlich unter den wilden Eingeborenen der genannten Länder der Irrtum verbreitet, die Indianer würden sterben, sobald sie sich vom Missionar taufen und christlich erziehen ließen. Man könnte nun zu der Annahme gelangen, dieses Mißverständnis sei den Söhnen der Wildnis von Interessierten beigebracht worden. Solche Interessierte könnten die Händler sein, die den südamerikanischen Eingeborenen als Sklaven betrachten, ihn auszunützen und möglichst vom Verkehre mit dem Missionar abzubringen suchen. Gewiß ist, daß in manchen Fällen das kommerzielle Interesse roher Händler das geistige Wohl des Indianers in brutaler Weise mißachtet. Zur Erklärung des skeptischen Benehmens der Indianer im Herzen Südamerikas muß man indes auch ihre Vergangenheit berücksichtigen.

Nicht lange nach der Entdeckung des südamerikanischen Erdteiles war es den Spaniern und Portugiesen darum zu tun, möglichst schnell und viel Geld zu gewinnen und die an Naturschätzen so reichen neuen Länder auszubeuten. Dazu brauchten sie viel Personal, und der Arbeiter, die aus Portugal und Spanien gekommen waren, gab es nur wenige. So kam es, daß die noch wenig oder gar nicht zivilisierten Indianer zu den harten Arbeiten in den Minen, Kaffee- und Zuckerrohrplantagen, in den Verbateewäldern und Holzfällereien verwandt wurden. Namentlich waren die in den christlichen Indianerdörfern erzogenen Eingeborenen stark begehrte Arbeitskräfte, auf die man förmlich Jagd machte. Tausende dieser Indianer wurden zwangsweise aus den spanischen Besitzungen in die portugiesischen geführt, wo sie oft elend umkamen, wenn sie nicht schon auf der langen Reise halbtot liegen geblieben waren. Die Folge dieser Drangsale war der Auszug der Jesuitenmissionare mit 10000 Neophyten aus den Reduktionen von Guayra und ihre Niederlassung an einem sicherern Orte. Die jahrelang dauernden Verfolgungen sind in der Geschichte als Mamelukenraubzüge bekannt und verrufen genug. Ihnen ist es wohl in erster Linie zuzuschreiben, daß sich unter den Abkömmlingen jener so schwer heimgesuchten Guarani-Indianer die Furcht vor dem Christentum, namentlich vor der Taufe, erhalten hat. Weil die Reduktionsindianer die begehrtesten waren, so waren sie auch die am meisten verfolgten. Diese Voreingenommenheit unter den jetzigen Indianerstämmen der Urwälder Paraguays und Brasiliens ist eines der größten Hindernisse, die der Missionar in jenen Ländern findet. — Auch dringt mehr und mehr in die Hütten der wilden Eingeborenen die Furcht ein, sie müßten Soldaten werden, sobald sie sich als Christen in Dörfern niederlassen. Soldat sein ist aber für sie daselbe wie Tod auf dem Schlachtfelde. Je einfältiger und ärmer am Geiste die Kinder der Wildnis sind, desto schwerer ist es, sie über solche Vorurteile aufzuklären.

So ist das Werk der Seßhaftmachung des Eingeborenen in Südamerika äußerst schwierig. Es wird noch schwerer gemacht durch die mühevollen Strapazen, die der Missionar bei seinen Reisen erleiden muß. Regelrechte Wege kennt der Indianer des Urwaldes nicht. Er bricht hie und da längs seines Weges einen Zweig ab oder biegt ihn nur zur Seite. Starke Fußspuren hinterläßt er mit seinen nackten Füßen auch nicht, und so sind denn die Indianerpfade für den Missionar meistens unpassierbar. Dazu denke man sich die brückenlosen, durch Tropenregen zu reißenden Strömen angeschwollenen Gewässer, die schwüle Temperatur in den Tropen oder Subtropen, die Schwärme von verschiedenartigen Moskitos, die nach Blut lechzen, von kleinen Waldbienen, die den Schweiß aus den Händen des Wanderers aufsaugen möchten, von Zekken, die am Boden des Waldes oder unter der Rinde der Urwaldriesen auf den müden Pilger warten, um ihn während seiner Ruhe mit ihren Sauginstrumenten zu martern. Mit zerrissenen Kleidern, ohne Schuhe und Hut, mit hungrigem und von ungewohnten Speisen belästigtem Magen irrt er dann oft im Urwalde umher, um die Herde zu sammeln, der er die Botschaft des Christentums verkünden soll.

Hat er damit endlich begonnen, so muß er sich darauf gefaßt machen, daß beim Reifen der Waldfrüchte seine mit Mühe zusammengebrachten Indianer ihn wieder verlassen und den Früchten nachgehen. Das erfahren vor allem die Franziskaner in Chaco, wo die Indianer alljährlich sich von den Algarroberfrüchten ein Getränk bereiten, mit dem sie sich berauschen. Infolgedessen kehren die angehenden Neophyten der Mission, wo sie mit so vieler Mühe und Arbeit ernährt und erzogen wurden, nicht selten den Rücken.

Die Lehre und Praxis des Christentums muß dem Indianer in möglichst konkreter Form vorgelegt und erklärt, viele und andauernde Denkarbeit darf von ihm nicht verlangt werden, namentlich im Anfange. Mit wenigen Fragen schon kann man ihn ermüden. Sonst ist er ja wohl für das Christentum recht empfänglich, obgleich es oft viele Jahrzehnte, selbst Jahrhunderte kostet, bis dessen ganze Höhe und Tiefe sich in etwa in seinem Wesen ausgeprägt findet. Die Sorge für den kommenden Tag belästigt ihn eben nicht, so daß die Mission auch für seine geringsten Bedürfnisse sorgen und ihn bei der Arbeit überwachen muß. Hat sich der Indianer einmal an einen festen Wohnsitz gewöhnt und sich der Lebensweise in einer christlichen Dorfschaft anbequemt, so ist es nicht schwer, ihn für die Übungen des katholischen Glaubens zu gewinnen. Nach und nach, wenn auch mit vieler Mühe und Geduld von seiten des Missionars, lernt er die Gebete und den Katechismus. Namentlich ist es auch hier die Jugend, welche für die Gedächtnisarbeit recht geeignet ist. Der äußere Kult in der katholischen Kirche zieht den Sohn der Wildnis an, er fühlt sich heimisch im Hause des Herrn, denn schon von Natur aus ist die Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen tief in sein Inneres eingegraben. Vielgötterei kennt der südamerikanische Eingeborene im allgemeinen nicht, er betet nur einen Gott an und weiht ihm Tänze, Musik und Gesang. Tief im Dickicht des Urwaldes rührt er seine primitive Trommel und schlägt tanzend

mit einem Bambusrohr gegen den Boden, wenn er den Gott des Himmels und der Erde um Regen bittet, oder wenn er für seine kranken Angehörigen die Befundheit ersehnen will.

So ist wenigstens der Guarani-Tupi-Indianer von Natur aus religiös angelegt, und es läßt sich aus ihm ein brauchbarer Christ erziehen, wie es die Erfahrung in den paraguayischen Reduktionen und in den Missionen Brasiliens zu jeder Zeit gezeigt hat. Den stärksten Widerstand leisten auch heute noch die Zauberer, welche meistens auch die Heilkunst ausüben und mit einem großen Aufwande von Betrügerei, Heuchelei und Aberglauben die eingeborene wilde Bevölkerung vom Christentum und dem Verkehr mit den Zivilisierten zurückzuhalten suchen. Es ist unglaublich, mit welcher Anmaßung diese Zauberer die Einfalt der Indianer zu mißbrauchen wissen und mit welcher Schlaueit sie bei ihren Quacksalbereien zu Werke gehen. Sind der Kazike (Hauptling) und der Zauberer für das Christentum gewonnen, so ist auch die ganze Tolderie, die ihm gehorcht, dem Kreuze unterworfen.

Diese eigentliche Missionsarbeit stützt sich aber überall notwendig auf die vorherige äußere Ausgestaltung der Mission, auf die Gründung und Organisation der Indianerdörfer. Die Missionare in Südamerika haben eine einzigartige Sendung. Sie müssen, wie bereits erwähnt, den Eingeborenen an eine feste Scholle gewöhnen. Derselbe findet sich selten in größeren Gruppen vereinigt, denn der geringfügige Ackerbau, der von einigen Stämmen getrieben wird, und das Erträgnis der Jagd sind auf die Dauer nicht ausreichend für den Unterhalt einer größeren Anzahl von Individuen auf demselben Fleck Erde. So müssen Dörfer und Städte gegründet, eingerichtet und unterhalten werden, oft in weitentlegenen, von allem Verkehr abgeschlossenen Urwäldern. Da arbeitet der Missionar zwar an erster Stelle für das Seelenwohl des Indianers, um ihn für Gott den Herrn zu gewinnen, aber nicht zuletzt, ja in hervorragender Weise müht er sich auch ab für das Land, in dem die Mission sich befindet. Er legt Wege und Brücken an, führt Polizei- und Gerichtswesen ein, sorgt für ein geordnetes Gemeinwesen, erschließt den neugegründeten Ortschaften Einnahmequellen durch Begründung von Ackerbau und Industrie und lehrt den Respekt vor der Obrigkeit und den Staatsgesetzen.

Das sind Werke, die Anspruch erheben können auf eine gerechte Anerkennung von seiten der dabei in Betracht kommenden Staaten, und darum sollten sich diese mehr als es jetzt zu geschehen pflegt, der Missionen annehmen. Es ist gewiß traurig, und man gewinnt einen eigentümlichen Eindruck, wenn man in eine der größern Städte Südamerikas kommt und dort einen Komfort und Luxus gewahrt, wie man ihn in den reichsten Zentren Europas kaum zu sehen gewohnt ist, wenn man andererseits weiß, daß diese Hauptstadt das Herz eines Landes ist, in dem noch Tausende von Wesen leben, die wild oder halbwild in den Urwäldern umherirren, die nicht einmal wissen, daß es eine Regierung in der Hauptstadt gibt, der sie unterstehen und die ihnen Befehle auferlegen kann. Da sollte man doch bedenken, daß sich ein Land nicht zivilisiert nennen kann, solange in demselben nur eine beschränkte Anzahl

von Städten besteht, in denen man die Segnungen der christlichen Kultur gewahren kann, während es im Innern oder an seinen Grenzen noch mehr oder minder zahlreiche Horden von Naturvölkern beherbergt.

Leider zerbrechen sich auch gewisse Kreise noch immer den Kopf darüber, ob es nicht vorteilhafter sei, das Zivilisationswerk unter den wilden Eingeborenen Laien anzuvertrauen und die Indianergebiete zu kolonisieren. Solche Dinge sollte man doch nicht mehr diskutieren, seitdem die Geschichte der katholischen Kirche und ihrer Mission auf dem Erdenrunde auch in Südamerika bekannt geworden sind, da ja gerade dieser Erdteil seine Kultur der katholischen Kirche und ihren Glaubensboten verdankt. Dem krassen Materialismus scheint die Zivilisation überhaupt unnütz und das Missionswerk um so mehr.

Infolge des eigenartigen Naturells des Indianers und der besonderen Umstände, in denen er sich befindet, wäre ein staatlicher Schutz gegen die Ausbeutungen absolut nötig. So müßten z. B. die Neugründungen von Missionsstationen unter Indianern von äußeren schädigenden Einflüssen einer verdorbenen Bevölkerung durchaus bewahrt werden. Aber nicht einmal das kann in den meisten Fällen von den Regierungen erlangt werden. Die Folge davon ist, daß der unbehinderte Verkauf von alkoholischen Getränken und Waffen ein geordnetes und gesichertes Leben unter den mit Mühe zusammengebrachten Indianern unmöglich macht und diese selbst von gewissenlosen Händlern in die Urwälder zurückgeführt werden können, wo sie als Arbeiter in den Holzfällereien, in Zuckfabriken, Teewäldern, Kaffeepflanzungen usw. ausgebeutet werden und wieder verwildern.

Die Naturvölker im Innern Südamerikas vermögen in der Regel die Dinge nach ihrem wahren Werte nicht zu schätzen, wie sie denn auch die von ihnen geleistete Arbeit gewöhnlich nicht recht bewerten. Das wissen die Kautschuk-, Yerbatee- und Holzhändler recht gut, und so erwerben sie sich meistens auf Kosten der Eingeborenen ein beträchtliches Vermögen. Wenn der Sohn des Urwaldes Hunger spürt oder Kleider braucht oder auch sich einige frohe Tage verschaffen will, so stellt er sich dem Unternehmer vor und bittet um Arbeit. Er weiß, daß man sie ihm gibt. Gleichzeitig aber bittet er auch um Vorschuß, und wenn er diesen erhält, fängt er ohne Zögern an, das Geld nach seinen Launen auszugeben. Ist der Vorschuß verausgabt, so tritt der Eingeborene seinen Marsch in den Urwald an, wo er monatelang arbeitet, um das bereits erhaltene Geld abzuverdienen.

Bewissenlose Händler kennen gewöhnlich die schwachen Seiten des Indianers oder Halbindians und suchen dort ihren Saugapparat anzulegen. In den Zuckfabriken des Chaco und den umliegenden Provinzen ist der Indianer dem Branntwein sehr zugetan, weshalb die dortige eingeborene Bevölkerung mehr und mehr den Folgen der Trunksucht erliegt. Am obern Paraná, wie überhaupt in den Guarani-Tupi-Zentren, hat der Eingeborene vom Sparen gar keinen oder doch nur einen schwachen Begriff. Der schlauere Arbeitgeber beutet diesen Fehler natürlich aus. Die nötigsten Dinge, wie Kleidung, Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände für die Wohnung, kosten dem Arbeiter im

Urwalde oft weit über 100 % mehr als in den umliegenden nächsten Ortschaften. So kommt es, daß der Arbeiter nach schwerer, vielmonatlicher Arbeit nur Schulden hinterläßt, und diese muß er abtragen, bevor er den Wald verlassen darf. An ein geordnetes Familienleben kann unter diesen Umständen nicht gedacht werden, da er Frau und Kinder meistens zu Hause lassen muß.

Nichts liegt aber mehr im Interesse der südamerikanischen Staaten, als die eingeborene Bevölkerung soviel wie möglich zu erhalten und der Zivilisation zuzuführen. Der Eingeborene ist für die tropische und subtropische Zone in vieler Hinsicht unentbehrlich. Für schwere Arbeiten in den genannten Erdstrichen eignet sich der Europäer im allgemeinen nicht, weil er größere Bedürfnisse hat als der südamerikanische Eingeborene. Mit geringer und gewöhnlicher Nahrung kommt dieser aus, während der Europäer durch die Wärme sowohl wie durch die ungewohnte dürftige Nahrung in seiner Körperkraft geschwächt wird und auch der quälenden Insektenwelt zu entfliehen sucht.

Die eingeborene Bevölkerung wird aber erst dann dem Staate und der christlichen Gesellschaft nützen, wenn sie an beharrliche Arbeit gewöhnt und auf dieselbe Grundlage gestellt worden ist, auf welcher die christliche Gemeinschaft ruht. Dazu brauchen die Missionen, die solche Arbeit zu leisten unternommen haben, die Mithilfe des Staates, dem es vor allem obliegt, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die das Missionswerk in Südamerika hemmen.

Missionsrundschau.

China.

Von Friedr. Schwager S. V. D., Steyl.

II.

4. Organisation und Methode der katholischen Mission.

Missionsgebiete und Missionsgesellschaften.

Zur Zeit der Hochblüte der alten Jesuitenmission blieb die hierarchische Organisation der Mission in China unentwickelt. Die Propaganda trug sich zwar schon 1651 mit dem Plane, einen Patriarchen, 2-3 Erzbischöfe, 12

Abkürzungen: AB = Antonius-Bote; ACM = Annales de la Congrégation de la Mission; AMZ = Allgemeine Missions-Zeitschrift; ChCM = Chine, Ceylan, Madagascar; CR = Comptes Rendus de la Société des Missions Étrangères de Paris; CSA = El Correo Sino Annamita; EChO = Écho du Chantong Oriental; EMW = Evangelisches Missions-Magazin; KM = Die katholischen Missionen; MC = Missions Catholiques; MChCPH = Missions en Chine, au Congo et aux Philippines; RCh = Relations de Chine; StM = Steyler Missionsbote; ZM = Zeitschrift für Missionswissenschaft; ZMR = Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft.